

# Unsere Position

Autor(en): **Gerhard, G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **33 (1928-1929)**

Heft 22-23

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-319913>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zu übernehmen gedenken. Auf den Lichtbildern konnten wir dem eifrigen Bauen und Hämmern der Schulmeister zusehen und der Herr Vortragende sah aus, wie einer, der da in Luft und Sonne eifrig selbst mitarbeitet. Seine kräftige Arbeitshand redete eine deutliche Sprache.

Die Schülerzahl dieser ganz freiwilligen praktischen Jugendschule ist im Laufe von 10 Jahren von 3 auf 1000 gestiegen. Freilich, Dänemark hat Platz, vielen Platz für solche Dinge — und es hat offenbar auch Mittel dafür, vielleicht weil dort viel weniger Geld im Alkohol untergeht.

## Unsere Position.

Im Anschluss an den St. Galler « Frauentag » ergeht sich ein Mitarbeiter der « Lehrerinnenzeitung » in allerlei Gedankengängen zur Frauenfrage. Es geht nicht an, diese Auffassung ohne Widerspruch hinzunehmen, das dürfte sich die « Lehrerinnenzeitung » schon nach ihrer ganzen Tradition nicht gestatten. Dennoch haben wir einen Augenblick gezögert, denn es ist gewagt, in der Kürze, die wir uns zur Pflicht machen müssen, etwas Grundsätzliches zur Frauenfrage zu sagen. Als neulich die englische Parlamentarierin Miss Rathbone in einer Radiodiskussion in zehn Minuten die Forderung von Familienzulagen begründen sollte, sagte sie: « It is like putting an ox into a teacup. » Ein ähnliches Zauberstücklein sollten auch wir vollbringen; wir müssen uns aber damit bescheiden, einige Einwände gegen die Auffassung, die in dem Artikel « Nach der Tagung » zum Ausdruck kommt, geltend zu machen.

Der Verfasser bezweifelt die Richtigkeit der Behauptung, dass die Frau bisher mit dem Makel der Minderwertigkeit gestempelt gewesen sei, und dass man sie in ihren Wirkungsmöglichkeiten gehemmt habe. Als Beweise dagegen führt er an, dass die Frauen zu allen Zeiten als Vorbilder betrachtet worden seien und zu gewaltigen Kulturleistungen begeistert hätten. Auch habe man sie ungehemmt einen Grossteil der Arbeit in Haus, Hof und Feld ausüben lassen.

Die heutige Frauenbewegung hat es nicht mit Einzelperscheinungen zu tun, wie sie etwa die edeln Damen der Minnesänger oder die Fürstinnen der Renaissance darstellen. Sie kümmert sich um die Gesamtheit der Frauen, um die Masse, und sie stellt fest, dass zu einer Zeit, als die Ritter ihre Schönen besangen, die Frauen im allgemeinen noch als Sache gewertet wurden, die in das Eigentum des Ehemannes überging, seinem Züchtigungsrecht unterstand und kein Gut besitzen durfte. Und als die Renaissance unter den Frauen einer dünnen führenden Schicht geistige Beziehungen zu den Männern schuf, da waren die breiten bürgerlichen Volkskreise davon ganz unberührt. Die Tatsache der Minderbewertung der Frau ist keine böswillige Erfindung der Frauenrechtlerinnen, sondern eben eine greifbare und spürbare Tatsache, die unser Kampf weder heute noch morgen aus der Welt schaffen wird. — Gewiss haben die Frauen einen Grossteil der Arbeit in Haus, Hof und Feld seit alters her besorgt. Sie haben sich ja auch nie darüber beklagt, dass man sie nicht arbeiten lasse, wohl aber darüber, dass man ihnen ihr Arbeitsgebiet willkürlich einschränke und sie dort ausschliesse, wo man sie aus Konkurrenzgründen nicht gern sehe. So gibt ja auch der Verfasser ganz unvoreingenommen zu, dass es ungerechtfertigt sei, die Lehrerinnen vom Unterricht an den höhern Klassen fernzuhalten. Diese Schranke ist aber nur *eine* aus einer beträcht-

lichen Zahl, und eine noch viel grössere Zahl ist schon gefallen dank den Bemühungen der Frauenbewegung.

Wenn die Frauen schmerzlich empfinden, dass sie auch heute noch rechtlich benachteiligt sind, so gibt ihnen der Verfasser zu bedenken, dass es Zeiten des Weiberregimentes gegeben habe, und dass sie jeweils Zeiten tiefen Verfalles gewesen seien. Hier scheint uns der Verfasser zwei Dinge zu vermengen, die sich höchst merkwürdig gegeneinander ausnehmen. Was die Frauenbewegung erstrebt, ist nicht eine Maitressenherrschaft, wie die im « lasziven Versailles », es ist überhaupt keine Herrschaft der Frauen, es ist lediglich eine Gleichstellung in den bürgerlichen Rechten und damit eine Zusammenarbeit von Mann und Frau im Staat, wie sie längst schon in der Familie verwirklicht ist. Sagt nicht der Verfasser selber, wir seien auf gegenseitige Ergänzung angewiesen? Meint er, nur bei der Regelung der öffentlichen Angelegenheiten könne der Mann dieser Ergänzung ohne Schaden entraten? Dabei halten wir freilich dafür, dass die Frau dem Mann ebenbürtig sei, was der Verfasser verneint. Ebenbürtigkeit schliesst Verschiedenheit nicht aus. Schon 1901, als man in der Schweiz noch wenig von der Frauenbewegung hörte, hat eine edle Schweizerin, Helene von Mülinen, gesagt: « Wenn das Schweizerhaus ein Wohnhaus bleiben soll, so muss die Schweizerfrau an seinem Neubau mit-helfen. Sie darf nicht etwa nur Blumenvasen hineinstellen, wenn es fertig gebaut sein wird, sondern muss vielmehr vor allem zeigen, wie es werden müsse, damit die Kinder und Schwachen, die Geringen, die sich nicht selber zu helfen wissen, wohl darin seien und zu ihrem Rechte kommen — muss dafür sorgen, wie eben eine Mutter sorgt. Erst dann ist sie die wahre Frau und die ganz ebenbürtige Gefährtin eines braven und edlen Mannes. Und ebenbürtig wollen wir doch sein — das ist ein minder Volk, das minderwertige Frauen hat. »

Aber wie können wir vermehrte Rechte fordern angesichts der Hypermodernen, wie sie uns der Verfasser schildert? Dazu sagen wir folgendes: Einmal fallen diese Hypermodernen viel mehr ins Auge als die stillen, arbeit-samen Menschenkinder, die auch bei den Frauen die Grosszahl ausmachen. Zudem gibt es auch unter den Männern nicht unbedeutende Kategorien, gegen deren Einwirkung auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens wir starke Bedenken haben. Will der Verfasser um ihretwillen allen Männern die politischen Rechte entziehen?

Auf das Gebiet der Geschlechtspsychologie wollen wir dem Verfasser nicht folgen. Das Gebiet hat selbst für den Kundigen seine Tücken, wie eine Kundige, Rosa Mayreder, es kürzlich in temperamentvollen Worten ausgedrückt hat: « Man sollte endlich mit der Generalisation in Dingen der Geschlechtspsychologie aufhören; die immer noch übliche Methode, über « das Weib » Pauschalurteile auszusprechen, hat die Geschlechtspsychologie zu einem Gebiet uferlosen Geschwätzes und widerspruchsvoller Phrasen gemacht. Denn nur bei ganz primitiven Völkern bilden die beiden Geschlechter homogene Gruppen ohne nennenswerte individuelle Unterschiede der Einzelnen; in einer hochentwickelten Kulturgesellschaft aber herrscht die individuelle Differenzierung vor, kraft welcher jeder Einzelne das Recht besitzen müsste, über sein Leben nach seiner Eigenart zu entscheiden und sich von der Schablone zu befreien, die auf ihn nicht passt. »

G. Gerhard.